

*Wolfert von Rahden*

## **Immer wieder plötzlich am Ende des Sommers. Zur Phänomenologie des Abschiedsrituals auf einem italienischen Landsitz in den achtziger Jahren**

Aus sicherer zeitlicher und räumlicher Ferne erinnert sich der beteiligte Chronist nur mit Schauern an ein Ritual, das sich nicht im wohldefinierten Rahmen der Seminarsituation zu ereignen pflegte, sondern auf auswärtigem Terrain und das, aus der höchsten Kraft der Gegenwart gedeutet, über die Jahre eine nahezu nostalgische Sakralisierung erfahren hat, und zwar aus der Position dessen, der diese gelebte Erfahrung immer wieder aufs Neue zu überliefern vermag, weil er wie einst Odysseus – man verzeihe die heroisierende Anleihe aus der Antike – stets entinnen konnte, also überlebt hat.

Ein Jahrzehnt lang war der einsam in der Tiefe der Toscana gelegene, von nahezu jeglicher Zivilisation abgeschnittene Landsitz des Gastgebers der Schauplatz jenes Geschehens, das keinen, der darin verwickelt wurde, so entließ, wie er angekommen war. Nach festem Brauch pflegte ein „auserwählter“ Toscana-Gast auf dem ländlichen Anwesen des Gastgebers nach mehrwöchigem Aufenthalt zur Entsorgung der Stoffwechselprodukte der Bewohner des Landsitzes herangezogen zu werden. (Als „Kavaliersdienst“ blieb diese Fron freilich dem männlichen Gast vorbehalten, dem weiblichen wurde sie erspart.) Dieser dramatische Höhepunkt am Ende des Sommeraufenthaltes erwies sich im Normalfall für den sensiblen großstädtischen Gast, der atavistischen Lebensform der Urhorde entwöhnt, als gefühlter Tiefpunkt, als psychischer und physischer Hätetest, der endlich die Antwort geben sollte auf jene entscheidende Frage des Feldversuchs, der als soziales Krisenexperiment die Bindungsfähigkeit zu einer vorindustriellen Umwelt prüft und die prämoderne Grundfrage des Seins stellt: „Wie hältst Du es mit der Natur und – vor allem – wie hältst Du es mit ihr aus?“

Konnten die alltäglichen Reinigungsprozeduren am Ziehbrunnen noch als sportliche Herausforderung angenommen werden – immerhin: Wasser war vorhanden, auch wenn der Gast ständig davor gewarnt wurde, es zu inkorporieren, da es „natürlich“ verunreinigt sei (mich erinnerte die Färbung immer an den „naturtrüben“ Apfelsaft von Alma Hoppe, der mir schon als Kind nicht gemundet hatte) – und bot auch das Stoffwechseln im rustikalen Holzhäuschen ohne die vertraute Wasserspülung zumindest den Reiz einer abenteuerlichen Event-

Erfahrung, so führte der Tag der Abreise unweigerlich in eine existentielle Grenzsituation, in einen Höllenkreis der Anspannung aller Kräfte, in dem es ums Ganze ging – auf Leben und Tod.

Also begann das Ritual, dem sich zu entziehen kaum einem Gast – dem das Schicksal in Gestalt des Gastgebers das Los der Teilnahme zugewiesen hatte – jemals gelungen war: Der auserwählte – um nicht zu sagen: verurteilte – Gast hob mit dem Gastgeber den zentnerschweren (wie es schien) Kübel voller Gülle aus dem Ab-Ort, schleppte ihn kilometerweit (wie es schien) den Hügel hinunter, den nächsten wieder hinauf durch einen riesigen Olivenhain (warum müssen die immer so riesig sein?) und ersehnte den endlichen Bestimmungsort, jene Ackerfurche, die den Segen der Jauchedüngung nach Maßgabe des Gastgebers erfahren sollte. Dabei – die Nervenanspannung ist kaum zu beschreiben – lauerte die tödliche Gefahr im verdorrten Gras und Unterholz des Haines: die tückische Viper, wohlverschwiegen in allen Toscana-Wanderführern, tarngefärbt und kaum zu erkennen, mit ihrem aufrichtbaren Giftzahn hinterhältig wartend, da sie, anders als alle andern Schlangen, wie von Einheimischen glaubhaft berichtet, niemals flüchtet, sondern geduldig in der Erdmulde kauert und lauert, um dann den tödlichen Biß zu setzen, wenn man ihr versehentlich zu nahe gerät: mit fatalen und letalen Folgen für ihr menschliches Opfer – nach einer halben Stunde hat das Nervengift das Gehirn des Unglücklichen bereits so schwer geschädigt, daß Wahnsinn eintritt, jede weitere Bewegung des Opfers verteilt das Gift schneller über den Blutkreislauf im gesamten Körper, und nach einer Stunde voller Qualen tritt unerbittlich der Tod ein. Diese Gedanken jagen dem kübeltragenden Gast durch den Kopf, während er den Boden, verdeckt durch die Größe der unhandlichen und beschwerlichen Last, nicht sieht und nur ahnen kann, wohin er gerade tritt; der Schweiß bricht aus, die Beine werden schwer, die Arme erlahmen, die beißenden stinkenden Schwaden aus dem infernalischem Topf verätzen die Atmungsorgane, das rettende Serum ist fern – oder sogar verdorben? (Hatte der Gastgeber nicht beim Frühstück erzählt, der die lebenswichtigen Ampullen bewahrende Kühlschrank sei ausgefallen, weil das stromspendende selbstgebaute ökologische Windrad wieder einmal den Dienst versagt hatte?)

Die Hitze brütet immer mehr (um diese Jahreszeit brütet sie fast immer), und die verschwitzten Hände vermögen die Last kaum noch zu halten. Als sei dies alles noch nicht verdrießlich genug, haben sich während des langen Marsches weitere Unbilden in Gestalt von fliegenden Lästlingen eingestellt: Schwärme von Schmeißfliegen und anderem flugfähigem Ungeziefer umkreisen lüstern das Objekt ihrer Begierde. Es gab bereits eine Vielzahl fester Fluglinien vom Kotkübel zu den verschiedensten Körperzonen der gepiesackten Träger, die kei-

keinerlei Chance haben, sich der Plage zu erwehren, weil die wehrfähigen Gliedmaßen durch den Transport des Zubers gebunden sind. (Es gibt Situationen im Leben, da beneidet man Pferd und Rind um Schweif und Schwanz.)

Und überhaupt: War nicht gerade die italienische Jagdsaison eröffnet worden? Hatten zu dieser Zeit nicht schon unzählige Unschuldige – und nicht nur ahnungslose Touristen – ihr Leben lassen müssen, weil sie irrtümlicherweise für durchs Unterholz brechendes Schwarzwild gehalten worden waren? Man kannte ja zur Genüge aus Erzählungen vorm abendlichen Kaminfeuer jenen Typus von entfesseltem italienischem Freizeitjäger, der sein ihm verbrieftes persönliches Jagdrecht – seinerzeit als demokratisch-bürgerliches Privileg dem Adel abgetrotzt – ebenso hemmungslos wie gnadenlos auszuüben pflegte. Waren die Einschußlöcher denn nicht noch deutlich sichtbar in der Außenwand, ja sogar im Küchenmobiliar des Anwesens – bestürzende Zeugnisse der bis an die Zähne bewaffneten schießwütigen Horden, die auf alles zielten, was sich bewegte? Oder auch nicht bewegte? (Und die selbst, wie man ja weiß, vor Singvögeln nicht halt machen.)

Das innere Ohr vermeint bereits die ersten peitschenden Schüsse zu vernehmen; je länger der Gewaltmarsch durchs unwegsame Gelände andauert, desto mehr tritt ins Bewußtsein, daß die Bodenbeschaffenheit für Rumpf und Kopf keine Deckung bietet, sondern beide schutzlos potentiellen Angriffen ausgeliefert sind. Und jenen den Blicken der Häscher verborgenen Körperpartien, den Unterschenkeln, droht – doppelt tödliche Ironie! – die Gefahr von unten.

Nur von unten? Wie lautete doch der Bericht des Besuchers vom Vorabend: War da nicht die Rede davon, daß nicht selten die Viperngefahr von oben droht? Hatte es nicht jenen ortskundigen Pfarrer das Leben gekostet, der – weil er spät dran war – die Abkürzung durchs Unterholz nahm, sorgsam der Schlängengefahr achtend, mit dem Blick nach unten und dem Stock den Untergrund abklopfend, und der dann unglücklicherweise jenen Olivenbaumzweig in Haupteshöhe streifte, auf dem die todbringende Reptilie saß? Der Biß traf ihn am Hals, und er schaffte den Weg zu seiner Kirche nicht mehr; mit letzter Kraft hatte er sich noch bis zum Ortsrand geschleppt, wo den Sterbenden die Haushälterin fand. Beim Biß in den Kopf – so sagen die Experten – tritt der Tod bereits binnen einer halben Stunde ein.

Die Hitze wird unerträglich, der Puls rast: Die tödliche Gefahr lauert mittlerweile überall. Der Jauchekübel wird bleischwer, sein Brodem schnürt des Lastenträgers Atmung ein, während der Gastgeber, offensichtlich immer noch gut gelaunt (oder listig getarnt?) nichts von der umfassenden Bedrohung zu ah-

nen scheint. Ganz im Gegenteil: er zeigt sich leichtfüßig, von heiterer Stimmung, ist gar zu Scherzen aufgelegt.

Endlich ... Stunden später (wie es scheint) – das Ziel ist erreicht. Herakles und Gefährte misten den Augiasstall aus. Die übelriechende Brühe ergießt sich über die zu düngende Fläche und die Beinkleider des Gastes. Ein markiges Lachen und ein nicht zu überhörendes „Dampft der Dünger auf dem Feld, winkt dem Bauern gutes Geld!“ reißen den Städter aus seinen Wachalpträumen.

Keuchend und mit zittrigen Knien wendet sich der Gast – der Zivilisation entgegen: bis zum nächsten Jahr in Montisi, wenn der Kairos – so die stets wiederkehrende Hoffnung – bestimmen möge, daß ein anderer die Last trage.